Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 36

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644910

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
7. September
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Die feinen Ohren.

Von Gustav Falke.

Du warst allein,
Ich sah durchs Schlüsselloch
Den matten Schein der späten Lampe noch.
Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
Und war mir doch, es müßte sein,
Daß ich doch einmal deine Stirne strich
Und zärtlich flüsterte: „Wie lieb ich dich!"
Die alte böse Scheu,
Dir ganz mein Herz zu zeigen,
Sie quält mich immer neu,
Nun lieg ich durch die lange Nacht
Und horche in das Schweigen —
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht?
— — — — — — — — —
Und einmal hab ich leis gelacht:
Was sorgst du noch?
Sie weiß es doch,
Sie hat gar feine Ohren,
Ihr geht von deines Herzens Schlag,
Obwohl die Lippe schweigen mag,
Auch nicht ein leiser Ton verloren.

„Robinsonland".

Ein Roman von Wilhelm Poeck.

23

„Und unsere gefährdete Kante? Wegen des Steindamms haben wir Ihnen die Baulizenz gegeben. Hätten wir nur eine Konventionalstrafe im Vertrage, wir wollten Sie schon zwingen", rief Edlessen in voller Erregung.

„Ja, hätten wir nur," sagte der Kommerzienrat spöttisch. „Läßt sich nun mal nicht ändern. Müssen bis zum nächsten Jahre warten. Ultra posse nemo obligatur.".

„Aber Sie selbst riskieren mit Ihrem angefangenen Bau doch auch allerlei, Herr Kommerzienrat. Die Werft liegt nicht weit von der Kante. Und sie gilt als faulgrundig. Eine Sturmflut kann Ihnen allels in Grund und Boden schlagen, wenn Sie nicht abböschen."

„O, wir schmeißen durch das alte Fethingloch soviel Beton in den Grund, bis er so fest wird wie Eisen."

„Das hat Ihnen wohl Ihr Techniker vorgeredet. Aber der kennt unsere Untergrundverhältnisse nicht so wie ich."

Der Kommerzienrat schnippte mit den Fingern:

„Und wenn sie wegginge — ein so großes Malheur wär's auch nicht."

„Ja, so denken Sie als moderner Geschäftsmann, für den verlorenes Geld dann wieder keine Rolle spielt, wenn ihm was leid wird. Könnte ich nur sonst Geld für den Steindamm flott machen, ich tät's gewiß. Aber so sind wir auf Sie angewiesen. Lieber Herr Kommerzienrat, denken Sie doch auch ein wenig an unsere gefährdete Kirchwerft. Sie ist nicht rechtzeitig eingesodet worden, weil unsere Leute sich auf Ihre Arbeiter verlassen haben. Sie kann schon in diesem Winter weggehn, wenn der Steindamm nicht kommt. Denken Sie an unsere Kirche! Unsere Gräber! Kann Sie das nicht bewegen, Ihren Verpflichtungen nachzukommen?"

„Gott, 'ne Kirche kann man anderswo wieder aufbauen. Und Gräber —, —? Lasset die Toten ihre Toten begraben!" rief Güldenapfel mit so wegwerfender Handbewegung, als handle es sich um einen Abdeckerplatz.

„Dann rufe ich Ihre Vermittlung an, Frau Nautilius," wandte sich Pastor Edlessen an diese. „Sie rühmten sich Ihres Einflusses auf den Herrn Kommerzienrat. Ich bitte Sie jetzt — im Namen meiner Hallig: üben Sie ihn aus!"

Ohne die Auseinandersetzung mit Güldenapfel hätte sich Frau Nautilius sofort mit Feuer und Flamme für Edlessen und seinen Steindamm eingesetzt. Aber die Worte des Kommerzienrats waren tief in ihr zweifelndes Gemüt gedrungen und hatten sich dort wie giftiges Dornenwerk festgebissen.

Sie wandte sich ab und sagte mit seltsam tonloser Stimme:

„Mulier taceat in consilio. So sind wir Frauen erzogen worden. Ich verstehe nichts von Geschäften. Ich habe

das Ihnen schon einmal erklärt, Herr Pastor. Ich kann mich also in geschäftliche Angelegenheiten, selbst zugunsten Ihrer Kirche und Ihres Kirchhofs, durchaus nicht hineinmengen."

36.

Die Versetzung des Staatsanwalts war erfolgt. Er war zur Uebernahme der Geschäfte nach der schleswigschen Kreisstadt, seinem künftigen Amtsort, abgereist und hatte sich für heute nach Süderhörn angemeldet. Ebenso der Kommerzienrat. Pastor Edlessen, der die Wasserbauherren wegen der Steinewer persönlich bearbeiten wollte, war mit seiner „Liewe" nach Husum unter Segel gegangen, um gleichzeitig die beiden Gäste abzuholen und wollte am Nachmittag wieder zurück sein. — Frau Nautilius war auf Süderhörn geblieben.

Auf der Hallig war Heuernte. Hildeste Zeit. Alles was Arme hatte zum Mähen, zum Harken und zum Tragen war auf den westlichen Schifften beschäftigt. Auch die vier Jungen. Dietz und Karljochen waren gleich nach dem Mittagessen wieder hinausgewandert. Peter rieb sich seinen Rücken:

„Du, wir müssen!"

„Wäre doch dieser Tag erst hinter mir!" klagte Lambert.

„Spürst du 's auch im Kreuz? Als ob man ein holsteiner ‚Monarch' wäre!"

„Davor graue ich mich nicht! — Vor Papa!"

„Mensch, du bist verrückt!"

„Immer hab ich an damals denken müssen," sagte Lambert düster. „Du weißt wohl. Wie soll ich Papa nur ins Auge sehn?"

„Hast du immer noch Angst, daß Christian Paulsen nicht dicht hält?"

„Ich weiß nicht, was ich in mir habe. Ich möchte laufen, soweit mich meine Füße tragen. Tausend Meilen weit."

„Einigen wir uns auf 'ne halbe. Du bist auch müde. Wie wär's, wenn wir statt auf die Fenne aufs Watt gingen und Krabben glippten?"

Lambert stand da unentschlossen, mit finsterem Gesicht. Plötzlich sagte er: „Komm!"

Nun standen beide Jungen im Priel und schoben.

„Hier sind keine," sagte Lambert. „Wir müssen weiter hinaus."

„Denn man los," stimmte Peter bei. „Je länger wir auf dem Watt sind, je kürzer brauchen wir uns beim Heu abzumarachen."

Sie nahmen die Glippen wieder auf den Rücken und stampften in den langen, schweren Krempern weiter, immer gerade aus, quer durch Muscheln, Tangbülten, Pfützen und Priele. Das Watt atmete, ziepte, knurrte, gurgelte mit seinen tausenden Poren, Fühlfäden und geheimen ekelhaften Eingeweiden. Die Sonne bohrte und stach mit ihren glühenden Nadeln darin herum, als wolle sie die graue Sandmudde und die schwarzen Schlammbetten in ihrem tiefsten Grunde aufkochen, weiß dämpfen, umkrempeln, um alle die Darg gewordenen Gräser und Blumen, die versunkenen Wälder, die hinuntergeschlungenen Städte und Kirchspiele, alle die hunderttausend verschlungenen armen Seelen zu kurzem Lichttrunk zurückrufen, bis die leise und neu aufspinnenden Wellenfinger sie wieder zurückscheuchten in ihre untergründigen Betten.

Nun waren sie draußen, dort, wo die Priele breit wurden wie Bäche, mit Rauschen liefen und ihre Wasser ins Tief sandten, und wo die langen Besenbaken dem Dampfer den Weg zeichneten.

„Du läufst ja wie 'n Faßbinder! Was hast du heute bloß? Weiter dürfen wir nicht", sagte Peter.

„Weiter können wir ja auch nicht. — O, wie kalt auf einmal die Luft streicht!"

„Hier gibt's Beute," fuhr Peter fort, mit Jagdeifer seine Glippe zwischen das sandfarbige, grundhaftende Gegrimmsel schiebend.

„Ja, hier gibts Beute."

„Nun man 'n bißchen lebhaft! Viel Zeit haben wir nicht mehr!"

„Nein, viel Zeit haben wir nicht mehr."

„Mensch, was stehst du denn da und kuckst und grübelst?"

„Ach, das ist ja auch zwecklos," sagte Lambert, seinen Glippenbügel ansetzend. „Nur — es kommt mir so vor — aber es ist ja Unsinn — bei 'nem Tag und Sonnenschein wie heute."

„Was denn?"

„Als ob das Watt dampfte."

„Dampfte?"

„Sieh doch da!"

„Wahrhaftig!"

„Da auch!"

„Ueberall!"

„Nebel! Peter, das ist Nebel!"

„Mensch, du hast recht. Schnell, kehrt marsch!"

„Aber die Hallig...!"

„Ja, Mensch, die Hallilg...!"

„Die ist ganz weg!"

„Aber wir wissen, wo sie liegt! Und du hast ja den Kompaß!"

„Nein, ich habe keinen Kompaß!"

„Aber du hast ihn doch immer bei dir, wenn wir zusammen aufs Watt gehn", rief Peter, starr vor Schreck.

„Nein," sagte Lambert, Peter mit Augen anblickend, in denen sich gleichzeitig Haß und Grauen spiegelten, „seit dem Tage, wo ich Christian Paulsens Reuse ausgenommen habe, nehme ich keinen Kompaß mehr mit aufs Watt."

„Du hast keinen Kompaß!" schrie Peter in hellem Entsetzen. „Und wir sind 'ne halbe Meile von der Hallig ab!"

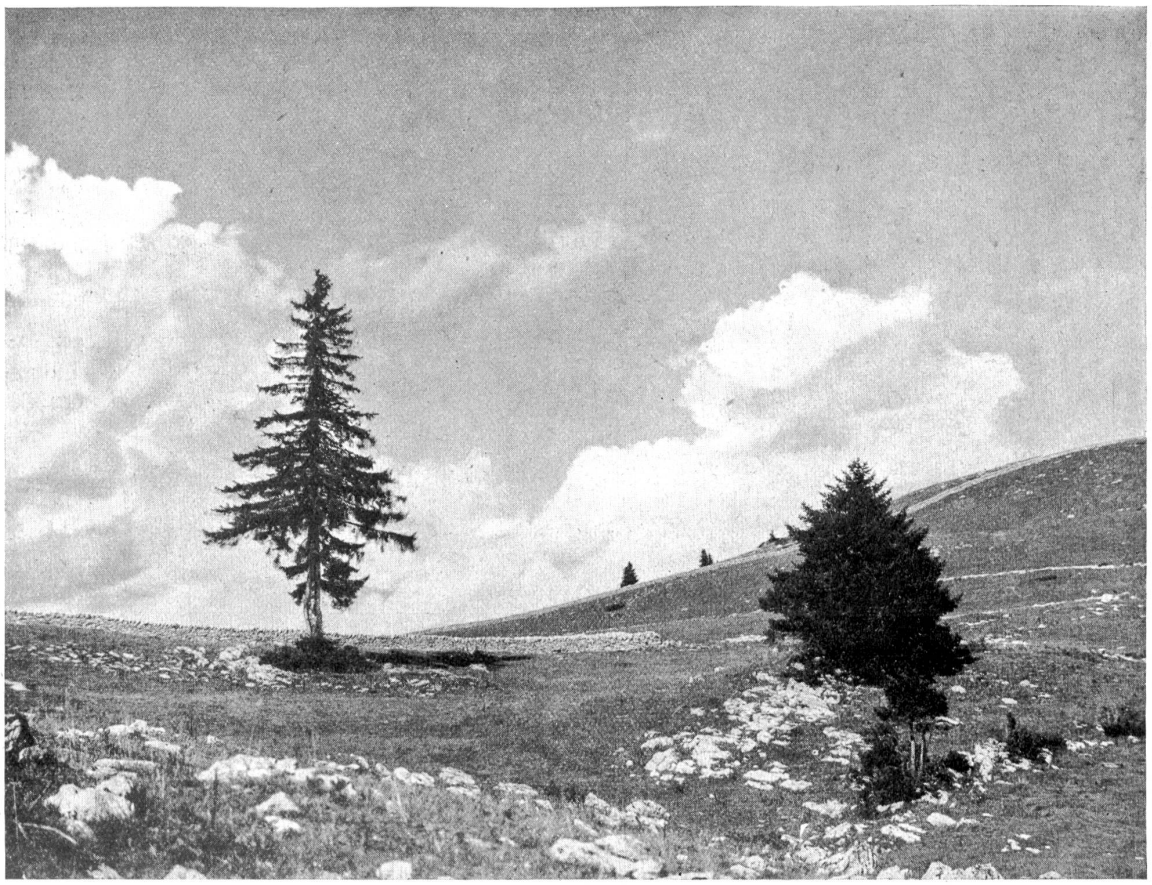
„Und die Flut kommt!" sagte Lambert, auf die Wasserfläche des Priels starrend, dessen Strömung kaum noch floß.

„Das ist 'ne Geschichte!" rief Peter, blaß bis in die Lippen. „Wie sollen wir in dem Daak bloß die Hallig finden? Er wird immer dichter."

„Da ist die Richtung," sagte Lambert, mit dem Finger nach Westen zeigend.

„Und wenn wir sie nicht finden?" stieß Peter atemlos hervor.

„So finden sie uns."



Auf den Jura-Höhen

„Ach du lieber Gott," rief Peter, sich den eiskalten Schweiß von der Stirn wischend, „wenn wir nur wieder nach der Hallig hinkommen. Sieh, wie das Wasser schon aufläuft!"

„Kuck dich nicht so viel um. Wir dürfen die Richtung nicht verlieren."

„Ach du lieber Gott," stieß Peter ein übers andere Mal hervor, hinter Lambert herstolpernd, „wenn wir bloß hinfinden!"

„Wir gehen immer hinter unseren Fußtapfen her," beruhigte Lambert. „Sieh, die sind ganz deutlich."

Sie waren es auch und blieben es eine Weile. Aber plötzlich, an einer etwas tieferen Stelle verschwanden sie. Das leise ansickernde Wasser hatte sie aufgeleckt.

„Lambert, mir wird ganz schlecht!" klagte Peter.

„Ja, so wie damals mir. Kann's mir schon denken. Nur immer weiter."

Die Jungen gingen, wie sie gekommen waren: durch Tangbülten, Muschelfelder, über höhere und niedrigere Bänke, durch Priele. Vielfach aber auch schon durch blankes Wasser.

Der Nebel wurde immer dichter.

Plötzlich sank Lambert bis über die Knie ein. Mühsam arbeitete er sich mit Peters Hilfe wieder heraus und sagte:

„Hier ist ein Schlammwatt. Nun hab ich die Richtung verloren. Wir müssen aufs Geratewohl gehen."

„Hil—fe!" schrie Peter mit aller Lungenkraft. „Hi—i—illfe!!!"

„Mensch, das nützt ja nichts. Wie sollen sie das hören? Wir sind noch viel zu weit ab."

Jetzt war die ganze Wattfläche unter Wasser. Die Flut lief wie auf Eidechsenbeinen, einen Wellenfuß über den anderen werfend, aus dem Grau heran, ins Grau hinein.

„Wenn wir ertrinken," sagte Peter zähneklappernd, „so hast du mich auf dem Gewissen."

„Hast du mich etwa nicht auf dem Gewissen?" fragte Lambert, stehenbleibend. ‚Ach, was liegt an dem bißchen Ertrinken."

„Ertrinken!" jammerte Peter. „Nein, ich will nicht abgurgeln wie eine Ratte in einer Balje."

„So versuch dein Heil aufs neue", erwiderte Lambert. „Ich bleibe hier."

„Mensch, du bist verrückt! Willst du denn ganz und gar zum Selbstmörder werden? Komm!" rief Peter, Lambert am Aermel ergreifend.

„Selbstmörder?" sagte Lambert, ohne sich von der Stelle zu bewegen. „Nein, so will ich nicht dastehen, wenn ich vielleicht ertrinken muß und du davon kommst. Hier können wir ebenso gut gerettet werden. In einer, zwei Stunden muß ja der Dampfer kommen."

„In zwei Stunden!" rief Peter schaudernd. „Dann sind wir längst im Tief. Vorwärts!"

„Selbstmörder?" fuhr Lambert fort, als höre er es nicht. „Nein, als Selbstmörder soll meine liebe Mutter mich nicht beweinen — und Maike nicht an mich denken. Wenn ich auch vielleicht einmal vor Gottes Thron stehen muß, weil ich ihn heute — und nicht heute zum erstenmal

Einige der europäischen Expeditionsteilnehmer.
Von links nach rechts: Walz, Haude, Haslund, Söderborn, Hummel, Larson, Hedin, v. Marschall, Hunpel, Hujder, v. Kaull, Mühlmery.

— versucht habe; ein Selbstmörder bin ich nicht! Mich haben dann andere gemordet. Du auch mit, Peter, aber dir vergebe ich. Ich will dir's sagen, warum ich heute so ganz besonders willig mit dir aufs Watt gegangen bin. Ich hatte so ein dunkles Gefühl, daß uns der Nebel und die Flut über den Hals kommen könnten. Ich kann nicht als mit Strafe und Schande bedeckter Dieb leben. Ich habe das Bewußtsein, daß alles, was ich selbst und andere und das Gericht mir angetan haben, jetzt vom Wasser wieder abgewaschen wird. Und das ist besser, als wenn ich es mein ganzes Leben lang mit mir herumschleppen müßte. Mir selbst und Papa zur Schande. Seit der Reusengeschichte komm ich mir wieder wie mit Schmutz beworfen vor. Alle Nacht sitz ich im Gefängnis. Ich wäre doch daran zugrunde gegangen. Darum besser, es kommt mit einemmal, als wie so'ne langsame, schleichende Schlange, die einen jahrelang in sich reinhäkelt wie Schwindsucht oder Verrücktheit oder sowas."

„Mensch, du bist schon jetzt verrückt!" stieß Peter heraus. „Hilf doch lieber rufen! Hil—fe! — Hi—i—illfe!"

„Ich will es dir zu Gefallen tun und mitrufen", sagte Lambert mit flackernden Augen, „ich will dich festhalten, solange ich kann, wenn das Wasser erst höher wird und obgleich du länger bist als ich. Aber dafür mußt du mir eins versprechen. Bei deiner Seligkeit, Peter! Wenn du gerettet wirst, darfst du meiner lieben Mama nichts vom Kompaß sagen — nicht daß ich ihn mit Fleiß vergessen habe, hörst du! — nichts von all dem andern — und nicht daß ich mich vor Papa so gefürchtet habe. Ich bin ertrunken: durch Zufall! Dann denkt sie wie ich: nun hat der Tod mich rein gewaschen. Dann kann sie mich betrauern als ihren lieben Jungen und selbst wieder fröhlich werden."

Nun riefen sie gemeinsam um Hilfe. Aber ihre Rufe ertranken im Nebel, und nichts antwortete als das Krächzen der Möven und das Gluckſen und Rauschen der immer höher steigenden Flut.

Jetzt standen sie bis über die Knie im Wasser. Die Flutwelle wurde zum Strom. Das Tief hob seine Augen aufs Watt, und das Meer, das draußen hinter den Sanden und Bänken seinen Leib bewegte, griff mit den langen Armen seiner Dünungen nach der Beute.

Das Wasser ging ihnen jetzt bis zum Gürtel, die Dünungen wogten ihnen über die Brust, und wenn sich eine überschlug, spritzten Schaum und Salz über ihre Gesichter.

„Hil—fe! — Hi—i—illfe!"

Sie hatten sich heiser geschrien. Nichts antwortete. Die Minuten waren zu Stunden geworden. Der Dampfer hätte längst da sein müssen. Wahrscheinlich war er wegen des Nebels zu Anker gegangen. Auch die Hallig rief nicht zurück. Kein Menschenohr hörte ihre Todesnot, keine Menschenbrust antwortete.

(Fortsetzung folgt.)

Auf großer Fahrt.*)

„Zweiundvierzig Jahre waren nun verflossen, seitdem ich zum erstenmal nach Asien aufbrach. Und immer noch hielt mich der große Erdteil gefangen. Obgleich ein Mannesalter zwischen heut und damals lag, erinnerte ich mich jenes Tages klar und deutlich. — Jetzt, zweiundvierzig Jahre später, war ich wieder auf der Wanderung, diesmal in der Chinesischen oder Inneren Mongolei, und ritt auf einem riesigen Kamel am Tschaggan = obo, „Dem weißen Votivmal", vorbei, auf dem endlos langen Wege durch das innerste Asien. Ueber die von trockenen Schluchten durchzogene und von öden Hügeln begrenzte Steppe ging es auch heute weiter nach Westen."

Das schrieb, nachdenklich und beglückt zugleich Sven Hedin am 15. August 1927 auf dem Weg nach dem Wüstenkloster Schande = miao in sein Reisetagebuch. Der Erforschung des riesigen und geheimnisvollen Asien hatte er sein ganzes Leben geweiht; an Asien hat er sein Herz verloren, es ist seine große Liebe geworden. Das spürt man aus jeder Zeile seines Reiseberichts; mitten im spannenden Fluß seiner Erzählung, in der wissenschaftlichen Prüfung seiner glänzenden Reiseergebnisse hält er plötzlich inne, um dieses Land zu preisen: „Die Landschaft, durch die wir marschieren, ist bei all ihrer trostlosen Einsamkeit und Aermlichkeit eine der großartigsten, die ich kenne. Sie ist voller Trotz und Stolz. Mit ihren erstarrten Zügen blickt sie uns vergängliches Gewürm verächtlich an, die wir uns in

*) Sven Hedin: Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi, 1927—28. Mit 110 bunten und einfarbigen Abbildungen und einer Routenkarte. Bei F. A. Brockhaus, Leipzig, 1929.